

Marie-Theres Wacker

Feministische Theologie und Antijudaismus – Diskussionsstand und Problemlage in der Bundes- republik Deutschland

Dr. Marie-Theres Wacker, geboren 1952, bis 1989 Assistentin für katholische Theologie an der Universität Paderborn, jetzt Arbeit an einer Habilitationsschrift.

Liebe Frauen,

Ihr seid in ein Land gekommen, von dem im Jahre 1939, vor nunmehr genau 50 Jahren, der Zweite Weltkrieg ausging, ein Krieg, der fast alle Länder, aus denen Ihr kommt, in Mitleidenschaft gezogen hat, der besonders denen unter Euch, die Jüdinnen sind, als grauenvoller Schrecken, der in der Scho'a endete, präsent ist. In diesem Kontext ist bei uns in der Bundesrepublik das Problem des Antijudaismus in der feministischen Theologie angesiedelt, ein Kontext, der es auch oder vielleicht erst recht uns Frauen, die wir uns als feministische Theologinnen verstehen, unmöglich macht, uns der Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Antijudaismus zu entziehen, ein Kontext, der uns auf der anderen Seite aber auch ständig darauf zurückwirft, daß es in unserem Land nur sehr wenige jüdische Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner gibt, die uns Korrektiv oder Hilfe sein könnten. Um so wichtiger ist es für uns, daß Judith trotz ihrer Vorbehalte gekommen ist und uns unsere antijudaistischen Befangenheiten deutlich vor Augen gestellt hat, uns gleichzeitig aber auch Einblick gibt in jüdisch-feministische Diskussionen um eine angemessene Rede von Gott und zu Gott. Die drei von ihr angesprochenen Bereiche antijudaistischen Denkens und Sprechens – ich nenne sie einmal plakativ die Stereotypen des alttestamentlichen Rachegottes, des Göttinmordes und des »Feministen« Jesus –, diese Stereotypen sind bei uns in den letzten Jahren grundlegende Themen unserer feministisch-selbstkritischen Prüfung geworden. Ich möchte zunächst einen kurzen Überblick über Entwicklung und Stand der Diskussion um Antijudaismus und feministische Theologie in der Bundesrepublik geben, bevor ich dann im Anschluß an diese drei

Wenige jüdische
Gesprächs-
partner/innen

Bereiche und vor allem angeregt durch den letzten Teil von Judiths Ausführungen, einige aus meiner Sicht zentrale Problemaspekte diskutiere, die zwar deutlich auf die Situation in unserem Land zugeschnitten sind, aber, so hoffe ich, auch darüber hinaus von Interesse sein können.

I Zum Diskussionsverlauf

Für die Auseinandersetzung um Antijudaismus in der feministischen Theologie ist das Jahr 1986 ein entscheidendes Datum. In diesem Jahr kam es zum sogenannten »Historikerstreit«: Dabei handelt es sich um die – von Männern an der politischen und vor allem an der wissenschaftlichen Macht geführte – Auseinandersetzung über eine Deutung der deutschen faschistischen Vergangenheit, die, kurz gesagt, die Tendenz und Absicht hatte, die Deutschen von der Last einer nicht zu vergessenden und nicht wiedergutzumachenden Vergangenheit zu befreien. Konkret ging es darum, das faschistische Deutschland und insbesondere den beispiellosen Massenmord an den europäischen Juden aus der angeblichen Angst Hitlers vor den Klassenmorden der Bolschewiki unter Lenin verständlich zu machen (Nolte). Verständlich gemacht werden sollte uns darüber hinaus, warum die deutschen Landsler im Osten noch nach Stalingrad weiterkämpfen mußten, auch wenn es dadurch erst möglich wurde, daß hinter ihrem Rücken in den Todeslagern das Morden weiterging (Hillgruber). Denn gelten sollte, daß *Deutsche* zuerst für *Deutsche* einstehen müssen. Und waren nicht tatsächlich, so stellte man uns vor Augen, Hunderttausende zurückgebliebener deutscher Frauen und Kinder von der Rache der Roten Armee bedroht?

Historikerstreit

Durch solcherart Ausspielen der Scho'a gegen das Leiden deutscher Frauen und Kinder aber wurde auch der in unserem Land immer schwellende Antisemitismus neu angeheizt. Denn war doch jetzt nicht mehr einsehbar, wieso etwa ein amerikanischer Präsident und ein deutscher Bundeskanzler nicht zuerst über den Gräbern auch von SS-Leuten Versöhnung zelebrieren und gleich anschließend das Gelände eines ehemaligen Konzentrationslagers besuchen konnten (Stichwort Bitburg/Bergen-Belsen). Einsehbar war erst recht nicht, wieso in Frankfurt/M. ausgerechnet die Ruinen der ehemaligen Judengasse an Ort und Stelle erhalten werden sollten (Stichwort Börneplatz). Sicher haben auch die neuen rechtsextremen Kräfte in der BRD dadurch ein Stück Möglichkeit mehr bekommen, mit der öffentlich erhobenen Forderung nach Vergessen parlamentsfähig zu werden.

Bitburg /
Bergen-Belsen

1986 ist zugleich das Jahr, in dem auch die innerfeministische Diskussion um Antijudaismus bei uns breitere Kreise zog. Zwar hatte schon 1981 Bernadette Brooten mit ihrem Tübinger Aufsatz über »Jüdinnen zur Zeit Jesu« auf antijüdische Tendenzen in Jesusdeutungen aus feministisch-theologischer Sicht aufmerksam gemacht, zwar gab es auch schon vereinzelte warnende Stimmen aus dem jüdisch-christlichen Dialog, die solche Tendenzen sich abzeichnen sahen, es brauchte aber offenbar äußere An-

stöße, damit mehr Sensibilität geweckt wurde. Im Sommer 1986 nun hatte, wiederum in Frankfurt/M., das sogenannte »Fest der 1000 Frauen« stattgefunden, das die Ausstellung der »Dinner-Party« von Judy Chicago finanzieren helfen sollte. Bei diesem Fest wurden in Farben und Gesten faschistische Assoziationen wach – die Farben schwarz-weiß-rot oder der sogenannte »römische Gruß« sind eben in unserem Land nicht mehr unschuldig. Unter Feministinnen wurde daraufhin gefordert, Frauen müßten endlich diesen Abschnitt der deutschen Vergangenheit und seinen Antisemitismus zu ihrem Thema machen.

Für die feministisch-theologische Diskussion sehr wichtig war der Impuls, den im Frühjahr diesen Jahres Katharina von Kellenbach mit ihren sehr kritischen Überlegungen zum Thema »Antijudaismus in biblischer Matriarchatsforschung?« in der Berliner Theologischen Zeitschrift gegeben hatte. Sie legte dabei den Finger auf die nicht wahrgenommene deutsch-braune Vergangenheit, auf ein Überspringen der Christentums-geschichte bei der Suche nach der verlorenen Göttin, auf die dabei erhobene Anschuldigung des Göttinmordes, auf den Sündenbockmechanismus, den nun auch Feministinnen sich gegenüber den Juden zu eigen gemacht hatten. Viele Frauen lasen Katharinas Ausführungen oder hörten davon und ließen sich aufschrecken.

Im November desselben Jahres fand in Arnoldshain eine Tagung statt, die über die Kritik Katharinas hinaus schon den nächsten Schritt tun wollte, die sich das Ziel gesteckt hatte, die feministische Theologie konstruktiv auf den bei uns seit langem etablierten jüdisch-christlichen Dialog zu beziehen. An dieser Tagung nahm eine sehr große Zahl von feministischen Theologinnen teil, Zeichen für die inzwischen in Gang gekommene Diskussion. Allerdings merkten wir bald, daß es für den geplanten Schritt noch zu früh war: Zunächst mußten wir uns der grundlegenden und schmerzhaften Aufgabe unterziehen, den christlich-feministischen Antijudaismus in seinem ganzen Ausmaß zur Kenntnis zu nehmen und durcharbeiten. Dies geschah ansatzweise – allerdings nicht mit feministischem Vorzeichen – auch auf der etwa gleichzeitig in Bendorf bei Koblenz stattfindenden »10th Jewish-Christian-Muslim Women's Conference«.

Mit der Berichterstattung über diese Tagungen zum einen in der »Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung« und zum anderen in der feministischen Zeitschrift »Schlangenbrut« begann die Diskussion im darauffolgenden Jahr 1987 noch einmal größere Kreise zu ziehen, aber auch sich zu polarisieren. Außerhalb der feministischen Bewegung wurde der Vorwurf des Antijudaismus aufgegriffen und – von Männern wie auch von Frauen – pauschal an die Adresse »der« feministischen Theologie gerichtet, ohne daß die *innerhalb* der feministischen Theologie selbst geführte Diskussion zur Kenntnis genommen worden wäre, was wiederum manche Feministinnen in dem Verdacht bestärkte, Ziel solcher Berichterstattung sei es doch nur, die berechtigten Anliegen von Frauen politisch, vor allem auch kirchenpolitisch von vornherein mundtot zu machen, und die Bereitschaft

Braune
Vergangenheit

Polarisierung
der Diskussion

bei ihnen deutlich herabsetzte, sich überhaupt mit diesem Vorwurf auseinanderzusetzen. Zwei unserer feministisch-theologischen Netzwerke, das »Netzwerk feministische Theologie« und die »Arbeitsgemeinschaft Frauen in den Kirchen«, aber stellten sich dem Problem und machten es zum Thema einer gemeinsamen und ausführlichen Stellungnahme. Durch die Presse ging auch die Erklärung einer Reihe namhafter Theologinnen, die sich von antijudaistischen Tendenzen im Feminismus distanzieren und gleichzeitig davor warnten, diesen Vorwurf nun pauschal als Waffe gegen die feministische Theologie zu verwenden.

Heute, gut zwei Jahre später, können wir bei uns, so denke ich, eine gewachsene Sensibilisierung, zumindest eine Aufmerksamkeit bei feministischen Theologinnen für den Problembereich Antijudaismus konstatieren. Es gab auf der Ebene der Universitäten inzwischen mehrfach Seminare zu diesem Thema in Form von feministisch-theologischen Lehraufträgen (d. h. von nicht dauernd angestellten, sondern für ein bzw. zwei Semester eingeladenen Theologinnen); bei den (vereinzelt) feministischen Theologinnen in Universitätsstellen, die sich engagiert in die Auseinandersetzung eingeschaltet haben, ist der Gesichtspunkt ohnehin in all ihren Veranstaltungen präsent. Der Evangelische Kirchentag in Berlin beschäftigte sich während einer Podiumsdiskussion der Arbeitsgemeinschaft »Juden und Christen« ausdrücklich mit »feministischer Theologie und Antijudaismus«, und mit Susannah Heschel gab es zudem ein spontan organisiertes öffentliches Gespräch über ihre kritischen Analysen der deutschen christlich-feministischen Theologie. Auf der Ebene der evangelischen und katholischen Akademien in der Bundesrepublik (Bildungsinstitutionen in der Trägerschaft der Landeskirchen bzw. Diözesen) ist vor allem Arnolds-hain zu nennen, wo kontinuierlich Seminare zum Thema feministische Theologie im jüdisch-christlichen Kontext angeboten werden: So waren z. B. seit 1986 Susannah Heschel und Eveline Goodman-Thau mehrmals zu Tagungen hier. Arnolds-hain mit seiner langen Tradition der jüdisch-christlichen Zusammenarbeit ist damit auch für feministische Theologinnen ein wichtiger Ort, an dem stattfindet, was Judith andeutete, als sie sagte, das wirkungsvollste Mittel gegen Antijudaismus sei der Erwerb profunder *Kenntnis* des Judentums.

In den evangelischen Akademien Tutzing am Starnberger See und Hofgeismar bei Kassel fanden Versuche statt, in die Kritik geratene Matriarchatsforscherinnen mit christlichen wie auch jüdischen Kritikerinnen ins Gespräch zu bringen. Hier wurde vor allem die Schwierigkeit solcher Diskussionen deutlich: der hohe emotionale Einsatz auf allen beteiligten Seiten, die Angst, das in unserem Land noch sehr zarte Pflänzlein feministische Theologie gleich mit der Wurzel wieder auszureißen, aber auch schlichte Kommunikationsverweigerung.

Auf katholischer Seite hat sich das traditionelle christlich-jüdische Ferienseminar der bischöflichen Akademie Aachen 1989 dem Thema »Die Frau in Judentum und Christentum« gestellt und dazu eine jüdische wie ei-

Sensibilisierung
erreicht

Kenntnis des
Judentums
wichtig

Differenzierung
fehlt noch

ne christliche Feministin als Referentin und Gesprächspartnerin eingeladen. Diese Tagung, so gelungen ich sie persönlich auch fand, zeigte meines Erachtens vor allem, wie wenig noch in der Bundesrepublik feministische Anfragen im Kontext des sogenannten jüdisch-christlichen Dialogs präsent oder möglich sind. Die hier recht zahlreichen jüdisch-christlichen Gesellschaften haben weitgehend noch nicht zur Kenntnis genommen, daß es eine *jüdische* feministische Theologie gibt, und halten durchweg die *christliche* feministische Theologie für Gotteslästerung oder für exaltiertes und wenig reflektiertes Emanzentum. Zwar hat sich der Koordinierungsrat der jüdisch-christlichen Gesellschaften in der Bundesrepublik schon zweimal mit der Frage des Antijudaismus in der feministischen Theologie beschäftigt. Statt sich aber dabei um die Wahrnehmung der innerfeministischen Selbstkritik zu bemühen, wurde bisher lediglich jeweils eine der am heftigsten umstrittenen Feministinnen eingeladen.

Auf der Ebene der Kirchengemeinden ist die Diskussion sicher noch kaum präsent, was aber nicht zuletzt daran liegt, daß dort die feministische Theologie überhaupt erst in allerjüngster Zeit wahrgenommen wird. Vielleicht dürfen wir hoffen, daß die inzwischen erschienenen Veröffentlichungen das Gespräch auf allen Ebenen weiter vorantreiben; ich nenne hier keine einzelnen Artikel, sondern nur die beiden einzigen bisher erschienenen Sammelbände. Den einen hat Leonore Siegele-Wenschkewitz herausgegeben; er trägt den Titel »Verdrängte Vergangenheit, die uns bedrängt« und enthält sieben Beiträge, davon zwei von jüdischen Frauen, die das Problem des christlich-feministischen Antijudaismus in seinen vielfältigen Aspekten umkreisen. Der andere ist herausgegeben von Christine Schaumberger unter dem Titel »Weil wir nicht vergessen wollen . . .« und bettet die Antijudaismus-Debatte ein in einen weitergefaßten deutschen Kontext, in dem etwa auch Fragen des Rassismus oder deutscher Mutter-Ideologie in eigenen Beiträgen thematisiert werden.

II Kernpunkte der Diskussion

Ich möchte nun auf inhaltliche Kernpunkte der Diskussion um Antijudaismus in feministisch-theologischer Perspektive kommen. Nach der Vorgabe von Judith bietet es sich an, bei den genannten drei Bereichen des Juden Jesus, des Gottes der hebräischen Bibel und der Göttinfrage zu bleiben. Diese drei Themen will ich im folgenden aufeinander beziehen und dabei deutlich machen, an welchen Fragen bei uns bereits gearbeitet wird und welche noch bloße Problemanzeigen sind.

Person Jesu

Beginnen wir mit dem spezifisch christlichen Problem der Person Jesu Christi. Die Geschichte des Christentums ist die Geschichte derjenigen Religion, die sich auf diese Person beruft und in seinem Namen Leid und Unrecht über Jüdinnen und Juden gebracht hat. Judith hat auf eindringliche Weise gezeigt, wie auch Christinnen mit feministischem Anspruch dem christlichen Grunddilemma bisher nicht entronnen sind, die Beson-

derheit Jesu festzuhalten, ohne dies auf Kosten des Judentums zu tun. Daß Judith im übrigen dieses Grunddilemma mit Gedanken und sogar Formulierungen von Rosemary Radford Ruether beschrieben hat, die sie gleichzeitig für ihr »Mythenmachen« kritisierte, machte mir noch einmal überdeutlich, wie sehr wir auf den ständigen korrigierenden Blick von außen angewiesen sind, wie falsch es ist zu meinen, wir könnten uns auf einem einmal erreichten Bewußtseinsstand nun endlich ausruhen.

Dabei würde ich die Situation bei uns etwa folgendermaßen einschätzen: Was die historischen Fragen angeht, so ist bei feministischen Exegetinnen inzwischen jedenfalls das Bemühen selbstverständlich, die Jesusbewegung als *jüdische* Bewegung in der Vielfalt des Judentums zur Zeit des Zweiten Tempels ernst zu nehmen und sie zwar in ihrer Besonderheit zu beschreiben, aber gleichzeitig darauf zu achten, andere Gruppierungen nicht abzuwerten. Dazu, dies sei hier nur erwähnt, kommen dann auch feministisch-theologische Versuche, der Gestalt des Paulus gerecht zu werden. Die christologischen Folgeprobleme dagegen werden noch kaum diskutiert, was nicht zuletzt damit zu tun haben dürfte, daß es kaum systematisch-theologisch arbeitende feministische Theologinnen bei uns gibt. Auch ich kann hier nur einige Aspekte andeuten.

Mir scheinen sich die Grundprobleme einer feministischen Christologie um die Menschwerdung Christi herumzukristallisieren. Zunächst ist ja die konkrete Gestalt des Menschen Jesus die eines *Mannes*, als der er bekanntlich für die römische Kirche herhalten muß, die Frauenordination als nicht dem Willen Gottes gemäß zu verhindern, so daß sich das berühmte Diktum von Mary Daly bestätigt: Wenn Gott männlich ist, dann das Männliche Gott. Demgegenüber können feministische Theologinnen die weitere Fassung des Dogmas von der *menschlichen* Natur Christi betonen. Dann aber handeln sie sich umgekehrt die Konsequenz ein, daß sie die konkreten Umstände dieses Menschseins relativieren und dann insbesondere auch nicht mehr in den Blick bekommen, daß Jesus Jude war und deshalb das Christentum, wie auch Judith andeutete, unauflöslich auf das Judentum verwiesen bleibt. Wenn feministische Theologinnen auf der anderen Seite versuchen, den Menschen Jesus als jüdischen Mann ernst zu nehmen, müssen sie (was nicht immer konsequent genug geschieht) der Versuchung widerstehen, die jüdischen Männer seiner Zeit auf seine Kosten abzuwerten; sonst geriete Patriarchatskritik eben doch wieder zu einer Neuauflage von Antijudaismus.

Vielleicht ist es ein Weg, das feministische Ärgernis des Mannseins Jesu und den Stolperstein im Blick auf das Judentum, die Messianität Jesu, gleichzeitig konstruktiv anzugehen, wie es in dem Entwurf von Rosemary Radford Ruether geschieht. Denn einerseits stoßen Feministinnen mit ihren Patriarchatsanalysen auf ihre Weise auf das von Jüdinnen und Juden angemahnte Problem der unerlösten Welt, und andererseits birgt der christliche Gedanke von der Wiederkunft des Messias und der noch ausstehenden Vollendung der Welt wohl »eschatologischen Vorbehalt« ge-

Jüdische
Jesusbewegung

Jesus als Mann -

und als Mensch -

und als Messias

nug, um andere als patriarchal oder antijudaistisch fixierte Denkwege in der Frage der soteriologischen Bedeutung Jesu Christi zu beschreiben. Hier aber steckt die feministische Diskussion aus den genannten Gründen bei uns noch ganz in den Anfängen.

Der Christinnen und Jüdinnen gemeinsame Bereich der Hebräischen Bibel und damit verbunden die Göttinfrage dagegen sind hier Gegenstand intensiver Auseinandersetzungen. Ich habe bereits mehrfach angedeutet, daß in der Bundesrepublik vor allem solche Frauen in die Antijudaismus-Kritik geraten sind, die von einem Ansatz feministischer Matriarchatsforschung aus auf das biblische Israel geblickt und mit dem Verdacht gearbeitet haben, die Göttin sei systematisch aus den biblischen Schriften eliminiert worden. Die Grundüberzeugung dieser feministischen Richtung ist dabei, daß am Anfang der Menschheitsgeschichte weltweit die Göttin- bzw. Frauen-zentrierte Gesellschaft gestanden habe, die dann überall von patriarchalen Gesellschaften mit aufgestiegenen männlichen Göttern zurückgedrängt oder zerschlagen wurde. Ich denke, es ist zunächst noch nicht als solches antijudaistisch, wenn dieses Erklärungsmuster unter anderem auch an das biblische Israel herangetragen wird, obzwar ich den Eindruck habe, daß es bei manchen Frauen als nicht mehr zu hinterfragende Gewißheit gilt und dadurch fast schon dogmatisiert wird. Antijudaistisch aber ist es, wenn deutsche Feministinnen die Umbrüche im biblischen Israel als hauptverantwortlich oder gar alleinverantwortlich für den Göttinhaß und die patriarchalen Mißstände im Christentum oder in der gesamten westeuropäischen Welt ansehen, wenn der angebliche Göttinmord in Israel mit dem Ursprung des heutigen Patriarchats überhaupt identisch sein soll. Damit hätten wir unsere eigene europäisch-christliche und gegenchristlich-atheistische Gewaltgeschichte erfolgreich verdrängt und das Judentum wieder einmal zum Sündenbock gemacht.

Die Göttin-Diskussion in der Bundesrepublik leidet meiner Einschätzung nach an einem doppelten Defizit: Auf der einen Seite haben wir nur sehr wenige feministische Althistorikerinnen oder Ethnologinnen, erst recht Altorientalistinnen oder Ägyptologinnen, und wir kennen den differenzierten Stand der feministischen Forschung über Göttinnenverehrung und frauenzentrierte Gesellschaften, der offenbar inzwischen in den USA erreicht ist, kaum. Auf der anderen Seite sind diejenigen Feministinnen bei uns, die das Göttin-Symbol für sich rezipiert haben, primär orientiert an der Suche nach einer genuin weiblichen Spiritualität und deren ritueller Aktualisierung. Deshalb richten sie ihren kritischen Blick zu eng nur auf sexistische Verzerrungen, aber achten zuwenig oder gar nicht auf die Vielfalt damit zusammenhängender patriarchaler Unterdrückungsmechanismen, von denen der Antijudaismus offenbar eine besonders effektive, da unbemerkt bleibende Form ist.

Ein systematisch-theologisches Grundproblem des Göttin-Feminismus gerade im Blick auf das Judentum will ich anhand des Stichworts »Bilderverbot« andeuten. Angesichts des Bilderverbots – im Blick darauf er-

Eliminierung
der Göttin

Göttinmord als
Ursprung des
Patriarchats?

scheint mir das Thema unserer Konferenz zumindest gewagt formuliert! – müßten wir Feministinnen viel deutlicher klarmachen, daß auch das Bild der Göttin durch die Religionskritik hindurchmuß, daß auch die weibliche Gottesrede vorläufig und gebrochen ist. Vielleicht ist ein Problem des feministischen Mythenmachens – das es bei uns ebenso gibt wie in den USA – gerade das, daß die weiblich-männlichen Bilder stehenbleiben, statt daß sie gebrochen oder aufgehoben werden. Das Verhältnis von Bilderverbot und notwendigen bzw. unumgänglichen Metaphern bedarf jedenfalls einer gründlichen feministisch-theologischen Aufarbeitung, und ich könnte mir denken, daß dies ein höchst spannendes Gesprächsthema zwischen Jüdinnen und Christinnen der jeweils verschiedensten Denominationen wäre.

Wenn ich von notwendigen bzw. unumgänglichen Metaphern spreche, so bin ich damit beim Thema der inhaltlichen Bestimmung dessen, was das Symbol der Göttin ausdrücken soll bzw. welchen Inhalten dieses Symbol entgegengesetzt wird, d. h. ich berühre hier auch den zweiten Bereich, die Dichotomisierung von alttestamentlichem Gesetzes- und Rachegott und neutestamentlichem Gott der Liebe. Das Symbol der Göttin drückt ja ganz deutlich eine Sehnsucht aus, die Sehnsucht danach, als Frauen in einer Gemeinschaft von Menschen, die sich anerkennen und lieben, leben zu dürfen, in Einklang mit der Natur, auf einer Erde, die nicht von Umweltschäden und rasant zunehmender Technik und Rüstung zerfressen wird. Demgegenüber steht das Symbol des männlichen Gottes für alles, was dieses Leben verunmöglicht, für das zerstörerische Syndrom des Alles-beherrschenden-Wollens und damit der Schaffung eines grundlegenden Dualismus von Oben und Unten. So aber entsteht sehr schnell wieder ein antijudaistisches Klischee: Der Gott der Hebräischen Bibel ist nichts als ein solcher Herrschergott, der die zerstörerische Herrschaft von Männern begünstigt, von dem keine Impulse für Frauenbefreiung zu erwarten sind.

Zuspitzen läßt sich das Problem am Thema des Verhältnisses von göttlicher Wirklichkeit zur Welt. Das Symbol der Göttin steht, nicht nur bei post-christlichen Feministinnen, für die Verschmelzung von Göttlichem und Kosmischem, für die Einheit von Göttin und Welt, es soll den Schutz und die Integrität des Kosmos und mit ihm der Frauen beschwören. Das biblische Symbol Gottes steht für ein Gegenüber von Welt und Göttlichem, für ihr Unterschieden-Sein und dennoch Aufeinander-Bezogen-sein, gerät aber unter den feministischen Verdacht, daß es unter der Hand eben Hierarchisierung und Machtausübung stabilisiere, und wird deshalb als patriarchales Symbol abgelehnt. Judith hat demgegenüber auf die jüdische Vorstellung von der *Verantwortung* Gottes für das Ganze der Schöpfung hingewiesen, eine Vorstellung, die es ihr erlaubt, Unterschiedenheit und Bezogenheit von Welt und Gott nicht-hierarchisch zu denken. Zumindest in der jüdischen Tradition ist es also alles andere als ausgemacht, daß die Rede von Schöpfung einen patriarchalen Herrschergott voraussetzt. Sollte diese Vorstellung nicht auch sehr viel zu tun haben mit unserer durch die Christentumsgeschichte deformierten Lesart der Hebräischen

Kritik am Bild
der Göttin

Der männliche
»Rachegott«?

Gottes Verant-
wortung für die
Schöpfung

Bibel, so daß wir eine nicht-patriarchale Schöpfungslehre auch im Christentum einklagen müßten? Denn auf der anderen Seite sehe ich, gerade weil wir deutschen Frauen eine so grauenvolle antijudaistische und antisemitische Geschichte im Rücken haben, sehr große Schwierigkeiten darin, uns auf das Symbol der Verschmelzung von Göttlichem mit dem Kosmos, d. h. auf das Göttin-Symbol einzulassen – ist es doch ein Symbol, das nahelegt, wir hätten alles, was in Kosmos und Geschichte geschieht, als Ausdruck des Göttlichen anzuerkennen, nicht nur die Harmonie, sondern auch alles Schreckliche und Böse. Ich aber will und muß mich mit dieser Geschichte und ihren Auswirkungen auf unsere Gegenwart *kritisch*, d. h. distanznehmend auseinandersetzen können, ich muß und will auch hoffen, daß die in unserem Land geschehenen Untaten sich *nicht* wiederholen. Und insofern die christlichen Kirchen dies nicht verhindert haben, vielmehr durch ihren alltäglichen Antijudaismus in Predigt und Religionsunterricht einen Gutteil dazu beitrugen, daß sich so wenig Widerstand regte, habe ich allergrößtes Interesse daran, meine eigene christliche Tradition sehr kritisch in Augenschein zu nehmen, zumal sie sich bald und gern mit den Mächten der Welt und mit Weltmacht verbunden hat.

Vielleicht, dies sei nur als sehr nachdenkliche Assoziation abschließend hinzugefügt, sollten wir deutschen, christlich sozialisierten Frauen deshalb auch besser nicht oder jedenfalls nicht ohne Differenzierung von »Ganzheitlichkeit« sprechen – sind wir doch noch nicht lange einem »totalitären« Regime entronnen und hat auch das Christentum noch längst nicht genug von seinem Totalanspruch verloren. Vielleicht müssen wir noch eine ganze Zeit lang die Kälte der Analyse und Kritik aushalten, bevor wir uns zutrauen dürfen, uns in die nicht vereinnahmende Wärme einer wirklichen Schwesternschaft zu begeben.

»Ganzheitlichkeit« nicht
»totalitär«